Bezugs-Preis

für Leipzig und Vororte durch unsere Träger und Spediteure ins Haus gebracht: Ausgabe A nur morgens) vierteljährlich 3 M., monatlich 1 M., Ausgabe B (morgens und abends) vierteljährlich 4.50 M., monatlich 1.50 M. Durch die Post bezogen (1 mal täglich) innerhalb Deutschlands und der deutschen Kolonien vierteljährlich 3 M., monatlich 1 M. ausschl. Postbestellgeld, für Oesterreich-Ungarn vierteljährlich 5 K 45 h.

Abonnement-Annahme: Augustusplatz 8, bei unseren Trägern, Filialen, Spediteuren und Annahmestellen, sowie Postämtern und Briefträgern.

Die einzelne Nummer kostet 10 Pfg.

Redaktion und Expedition: Johannisgasse 8, Telephon Nr. 153, Nr. 222, Nr. 1173.

Berliner Redaktions-Bureau: Berlin NW. 7, Prinz Louis Ferdinand-Straße 1. Telephon I, Nr. 9275.

Morgen-Ausgabe B.

Leipziger Tageblatt und Handelszeitung.

Amtsblatt des Rates und des Polizeiamtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis

für Inserate aus Leipzig u. Umgebung die 6gespaltene Petitzeile 25 Pf., finanzielle Anzeigen 30 Pf., Reklamen 70 Pf.; von auswärts 30 Pf., Reklamen 1 M.; vom Ausland 50 Pf., finanz. Anzeigen 75 Pf., Reklamen 1.50 M.

Inserate v. Behörden im amtlichen Teil 40 Pf. Beilagegebühr 5 M. p. Tausend exkl. Postgebühr. Geschäftsanzeigen an bevorzugter Stelle im Preise erhöht. Rabatt nach Tarif. Festerteilte Aufträge können nicht zurückgezogen werden. Für das Erscheinen an bestimmten Tagen und Plätzen wird keine Garantie übernommen.

Anzeigen-Annahme: Augustusplatz 8, bei sämtlichen Filialen u. allen Annoncen-Expeditionen des In- und Auslandes.

Haupt-Filiale Berlin: Carl Duncker, Herzgl. Bayr. Hofbuchhandlg., Lützowstraße 10 (Tel. VI, 4603).

Nr. 119. Dienstag 30. April 1907. 101. Jahrgang.

Das Wichtigste vom Tage.

* Der Kaiser nahm gestern eine Truppenschau über die Garnison in Straßburg ab. (S. Dtschs. R.)

* Nachdem die erforderlichen Dokumente am 28. April aus Washington in Berlin eingetroffen sind, wird das deutsch-amerikanische Handelsabkommen in den nächsten Tagen unterzeichnet werden.

* Im Reichstag, der gestern weiter über den Postetat verhandelte und ihn erledigte, wird heute der Etat des Auswärtigen Amtes beraten werden. Es wird eine Rede des Reichskanzlers über die politische Lage erwartet. (S. Dtschs. R.)

* Vor der Strafkammer des Landgerichts zu Schneidemühl fand gestern ein interessanter Prozeß gegen die Polenbank statt. (S. Gerichtssaal.)

* Kaiser Franz Josef ist gestern von Prag nach Wien zurückgekehrt. (S. letzte Dep.)

* Das dänische Königspaar ist in Christiania eingetroffen. (S. Ausl.)

* Die türkische Herrschaft in Yemen ist auf die Linie Hodeida-Sana eingeschränkt. (S. Ausl.)

* Norwegen hat Ansprüche auf Spitzbergen erhoben. (S. Ausl.)

* Der italienische Schatzminister Majorana ist rückenmarksleidend. (S. Ausl.)

* Die Stellung des amerikanischen Staatssekretärs Root soll erschüttert sein.

* Gestern nachmittag ist ein 4jähriger Knabe von einem elektrischen Straßenbahnwagen überfahren worden. (Näh. s. Lpzg. Ang.)

Kaiser, Kanzler und Kriegsminister.

Albert Honorius von Monaco, geschmückt mit dem Orangeband und dem blauemaillierten Adlerkreuz des höchsten preußischen Ordens, und Raoul Gunsbourg, angetan mit dem preußischen Kronenorden Zweiter, haben mit der monegassischen „Spiel"-Oper Berlin — Gott sei Dank! — verlassen, und viel Lärm, nicht nur im Orchester und unter den Soffitten, ist damit endlich verhallt. Ehedem verschmähten es die Kabinette Europas nicht, Kammerdiener und Perückenkünstler zu diplomatischen Missionen zu verwenden, und mancher Potentat ließ sich unter der Bremsschere und im Tubermantel lieber von der Welt Ereignissen berichten als von Kabinettsräten und Ministern im geflickten Frack. Heute scheint Albertus Honorius, seines Zeichens Landesvater im Reiche der Roulette, die Rolle übernommen zu haben, zwischen Paris und Berlin den ehrlichen Makler zu spielen, die unangenehmen Eindrücke, welche die Herren Picquart, Bailloud e tutti quanti durch ihre vorlaute Revanchetrompeterei in Berlin hervorgerufen haben, zu verwischen und den Herren Lecomte und Cambon die Arbeit zu erleichtern. Wenn man nach den äußeren Anzeichen gehen wollte, so hätte der monegassische Zwischenhändler gar nicht schlecht abgeschnitten. An Aufmerksamkeiten gegen ihn und sein Theatervölklein hat es nicht gefehlt, aber sie waren so dick aufgetragen, daß selbst Herr Clémenceau trotz seiner englischen Brille merken muß, man habe in Berlin mit den Theaterleuten eben — Theater gespielt. Und wenn man sich in Paris ernstlich einbildet, auf den Kaiser durch Albert Honorius so gewirkt zu haben, daß in den Anschauungen der deutschen Auslandspolitik gegen Frankreich ein Umschwung eingetreten sei, so wäre das ein verhängnisvoller Irrtum, und die Herren an der Seine müßten eigentlich Herrn von Einem, der mit dürren, aber wahren Worten die maßgebenden Ansichten über die nötigen Rüstungen des Reiches aufdeckte, sehr dankbar sein. Aber sie sind es kaum, denn einmal hat Herr von Einem ein sehr empfindliches französisches Hühnerauge mit plumpem preußischem Kommißstiefel berührt — als er von der mangelhaften Kriegsbereitschaft in der Zeit der Algeciraspannung sprach — und zum anderen hat er dargetan, daß wir trotz Albert Honorius genau wissen, gegen wen wir auf dem Kontinent unser Pulver trocken zu halten haben. Aber ob dankbar oder nicht — sie werden aus des Kriegsministers Worten deutlich erkannt haben, was des Kaisers Courtoisie und des Kanzlers glattverbindliche Manieren nicht verraten: daß wir im Reiche dank der immer rücksichtsloser und zuversichtlicher auftretenden Politik der Herren Edward und Clémenceau genau wissen, woran wir sind. Und an dieser Tatsache, die uns weder zu unberechtigtem Pessimismus noch zu leichtfertiger Ueberhebung à la Gramont verleiten darf, wird auch Herr Tittoni trotz seiner Phrasen in Rapallo nichts ändern. Wir ziehen heute Zug um Zug gegen die Herren von der Entente und machen uns keine Illusionen. Das Unwetter in Europa kann schneller zur Entladung kommen, als es manchem Fanfarenbläser lieb sein möchte.

Es wäre heute noch müßig, darüber zu prophezeien, wo der große europäische Brand aufflackern wird, den selbst die begeistertsten Friedensapostel ahnend kommen fühlen. Aber wir wollen auf Grund bester Informationen nicht unterlassen, unsere Dreibundgenossen jenseits der Alpen, welche den Kanzlerbesuch in Rapallo und die Albert Honoriustage in Berlin mit so viel Hohn und Selbstüberhebung begleiteten, auf etliches aufmerksam zu machen, das man bei uns genau übersieht, und gegen das man in Rom anscheinend die Vogel-Strauß-Politik spielt. Wir sind nicht — wie „Il Secolo" und andere Franzosenhöhner meinen — in Rapallo Herrn Tittoni nachgelaufen, sondern wir haben auch dort als ehrlicher Dreibundgenoß, der sich gegen welschen Brauch noch für redlich verpflichtet hält, solange er noch im Kontrakt steht, uns bemüht, die Kriegsgefahr aufzuhalten, welche für Italien tatsächlich besteht. Nur die Abneigung des greisen Franz Josef, in seinen letzten Lebensjahren noch einmal das Schwert zu ziehen, schützt das Königreich Italien einstweilen vor der Auseinandersetzung mit Oesterreich-Ungarn, die in der Habsburgermonarchie sehr populär werden könnte, in Italien aber böse Ueberraschungen bringen würde. Wir haben Grund, diese drohende Gefahr als die anzusehen, die den Großmächten Europas, denen wirklich an der Erhaltung des Friedens ehrlich gelegen ist, die meisten Sorgen macht. Das militärische Italien ist völlig unfertig, muß Hals über Kopf nachholen, was in den Jahren der Dreibundgarantie vernachlässigt ist, und wäre im Kriegsfalle auf die Hilfe Frankreichs mehr angewiesen als vor Villa Franca. Viktor Emanuel baut anscheinend felsenfest auf diese und macht — siehe Athen und Gaëta! — diplomatische Vorstöße, die nicht einmal im Kreise seiner engsten Verwandten Verständnis finden. Mag nun die Nachricht von dem Bruch mit seinem montenegrinischen Schwager auch in der Presse übertrieben sein, immerhin ist es ein verhängnisvoller Irrtum, wenn er glaubt, auf dem Balkan Verständnis für seine Pläne zu finden. In Athen hat man ihm natürlich helle Begeisterung vorgemimt, weil — nun weil auch dort phantastische Ideen statt verständiger Realpolitik das Wetter von jeher gemacht haben. Aber so klein das Land der schwarzen Berge sein mag, man hat dort von jeher einen eigenen Draht nach Petersburg, und wenn Viktorio Emanuele vim Montenegro gewarnt wird, tut er gut, darauf zu achten. Aber er ist so in seine Franzosenpolitik verrannt, daß er nicht einmal merkt, daß er mit seiner Ablehr vom Dreibund denen in die Hände arbeitet, die noch immer seine und des Königreichs Italien schlimmste Feinde sind, die niemals aufhören werden, den Besitz Roms als ein Sakrileg anzusehen, das aus der Welt geschafft werden muß, und wenn darüber eine Savoyer Dynastie und ein Königreich Italien in die Brüche gehen sollte! Diese geschworenen Feinde haben aber von jeher in der Wiener Hofburg ein Stammlager besessen, und daß sie im Hause eines Franz Ferdinand d'Este besonders einflußreich sind, wird selbst die Naivetät italienischer Staatskünstler nicht leugnen. In den Reihen der Italiener, die sich den klaren Blick bewahren, hat darum auch eine tiefgehende Unruhe sich eingenistet, die nicht erst seit den Tagen des vergangenen Herbstes datiert, wo nach Südtirol die großen Truppenschübe und die Versetzung der besten österreichischen Offiziere stattfanden. Die neubeschlossene Schaffung einer österreichischen Panzerdivision ist gleichfalls ein Zeichen dafür, daß man in Wien mit einer gründlichen Abweisung der Adriagelüste Italiens und der nachgerade abgestandenen Albanienpolitik rechnet. Es kann also sehr bald der Tag anbrechen, an dem die Firma Tittoni successores gern unsere Hilfe in Anspruch nähme. Ob wir dann noch in der Lage sein würden, dem österreichischen Wagen in die Speichen zu greifen, bezweifeln wir. Alles das übersieht man in Italien, man stellt sich, als könne man uns gegenüber den gnädigen Herrn Wohltäter spielen, und will es nicht wahr haben, daß wir unsere Beziehungen zu anderen Mächten bedeutend bessern konnten, wenn wir in dem gewissenlosen Egoismus, der in Italien heute als höchste Weisheit gilt, die Rücksichten auf die italienischen Interessen einfach fallen ließen.

Der Kaiser und Fürst Bülow haben bisher — die Menzdepesche ist ohne Wirkung nachhaltiger Art gewesen — an Italien gehandelt, wie es — soll man sagen: leider? — deutsche Art ist. Die Reise des Herrn von Tschirschky nach Rom ist sogar des Guten zu viel gewesen. Aber es wäre nach aller Großmeerei unserer Herren Nachbarn im Süden und Westen heute angebracht, wenn nicht nur der Kriegsminister unzweideutige, ruhig-selbstbewußte Worte fände, die nach innen aufklärend und für manchen Heißsporn draußen wie ein kalter Wasserstrahl gewirkt haben, sondern auch von der Stelle, die nach der Auffassung der Welt unsere Auslandspolitik macht, unzweideutig die kühle ablehnende Haltung gezeigt würde, die allein uns nützen kann. Die Franzosen fauchen bereits ob Einems Rede, in Italien macht man erstaunte Augen ob der Ministerrede, die so gar nicht nach Schamade klang, und in London wird man diese Korrektur der überflüssigen Tribunedepesche Tschirschkys gleichfalls verstanden haben. Das ist das Präludium zum Haager Spektakulum und dringt drohend durch das süßliche monegassische Saitenspiel. Wir sind die letzten, die nach der Kriegstuba rufen, aber unseren Wettermacher in Berlin müssen wir als ehrlichen Menschen bitten, alles zu unterlassen, was nach Hascherei um besonders gute Beziehungen zu Frankreich schmeckt. Der Albert Honorius-Zauber mag vergessen sein. Er ist nur eine Episode gewesen, die nichts zu tun hat mit dem Drama, dessen exklirrende Akteure auf der Szene stehen. Wir dürfen — mag man in Frankreich noch so sehr über Taktlosigkeit schreien — ruhig darauf hinweisen, daß die Deutschen ein Volk von 60 Millionen sind, das sich durch keine magischen Kreise bannen läßt, heiße auch der große Zauberer Eduard, und daß es für jeden Gegner ein gewagtes Stücklein wäre, mit uns einen Gang zu tun. Unsere Rüstung ist heil und unser Schwert scharf und die letzten Jahre haben uns gelehrt, daß der Deutsche — wie stets — nur auf sich selbst bauen darf. Und diese Erkenntnis ist uns mehr als ein Armeekorps wert. Auch unsere Feinde kennen unsere wirkliche Stärke und scheuen sie. Warum also vor der Welt noch immer das Scharmieren mit Französlingen, das liebevolle Nachgeben in Italien, das wie mangelndes Selbstvertrauen aussieht? Mit Frankreich sind wir von jeher am besten gefahren, wenn wir zeigten, daß der Frankfurter Friede die einzige Plattform ist, auf der wir uns treffen können. Wozu also allerlei Diversionen, die in Paris falsche Vermutungen aufkommen lassen können — von Italien gar nicht zu reden? Wenn wir im Hinblick auf Rapallo, Gaëta und die Gunsbourgiade den Preis für das nützlichste Wort vergeben sollten, wir würden ihn dem Kriegsminister von Einem reichen. Wie er im Parlament, spricht hoffentlich Herr von Bieberstein im Haag und die zuständige Stelle in Berlin zu — Herrn Lecomte und Cambon. Dann wird es ein für allemal mit dem Geschwätz zu Ende sein, das Albert Honorius machte, als er von der „main puissante et loyale" sprach, die der Kaiser Frankreich entgegenstrecke. Frankreich und wir salutieren einander, aber von Händeschütteln ist keine Rede.

Der Fall Schilling und die Strafrechtsreform.

Wiederholt ist in den letzten Wochen und Monaten in der Presse wie in den gesetzgebenden Körperschaften der Wunsch zum Ausdruck gebracht worden, daß die nach dem Abschlusse des Bürgerlichen Gesetzbuches begonnenen Vorarbeiten zu einer Reform des Strafgesetzbuches in einem schnelleren Tempo zum Abschluß gebracht werden möchten, da unser heutiges Strafrecht den Forderungen der modernen Zeit nicht mehr entspricht und die beiden großen Gegensätze: zwischen Determinismus und Indeterminismus, zwischen Vergeltungsstrafe und Schutzstrafe lange nicht mehr in dem Maße vorhanden sind, wie bei Beginn der Vorarbeiten, die nun schon ein reichliches halbes Jahrzehnt in Anspruch genommen haben. Inzwischen hat sich in unserem engeren Vaterlande ein Prozeß abgespielt, der deutlicher als alle Leitartikel und Parlamentsreden die Unzulänglichkeit unseres heutigen Strafverfahrens beweist: der Fall Schilling, dem wenige Monate vorher der Prozeß gegen den Mörder Hofmann vorausgegangen war. In diesen beiden Verbrechern fanden zwei klassische Beispiele für die Theorien beider Schulen unter den Strafrechtslehrern vor den Gerichtsschranken. Hofmann, der unter großem Aufwand von Umsicht und Klugheit sein Opfer in eine eigens zu diesem Zwecke gemietete Wohnung gelockt und es dort getötet hatte, — dem es gelungen war, seine Tat monatelang zu verheimlichen, der vor Gericht sich mit der Gewandtheit eines alten Advokaten bis aufs äußerste verteidigte, um nach dem Todesurteil mit einem frechen Scherzwort auf den Lippen den Saal zu verlassen — ein klassisches Beispiel für die von den Anhängern der alten Schule vertretene Theorie des Indeterminismus und der Vergeltungsstrafe. Schilling dagegen, der blindlings auf seine Opfer zustach, auch wenn er kein Geld mehr von ihnen erwarten konnte, bei dessen Mordtaten erwiesenermaßen der Geschlechtstrieb eine große Rolle spielte, der nicht einen Finger zu seiner Verteidigung regte, aber auch nichts von dem Cynismus des Gewohnheitsverbrechers an sich hatte, bildet in seinem ganzen Wesen einen mächtigen Beweis für die Theorie des Determinismus und der Schutzstrafe, wie sie die moderne Schule verficht. Den schlagendsten Beweis hierfür lieferte der Vertreter der Anklage selbst, Staatsanwalt Seyfert, indem er u. a. ausführte:

„Allerdings muß man sich angesichts dieser Verbrechen unwillkürlich fragen, ob sie wirklich den Ausfluß der freien Selbstbestimmung eines Menschen bilden. Nach dem Gutachten des Oberarztes an der Strafanstalt Waldheim kann aber kein Zweifel darüber sein, daß man es nicht mit einem Unzurechnungsfähigen im Sinne des Gesetzes zu tun hat, sondern mit einem der vom Strafgesetz für seine Handlungen verantwortlich gemacht werden muß, denn die heutige Rechtspflege kennt nur geistig Zurechnungsfähige und Unzurechnungsfähige. Eine Zwischenstufe gibt es heute noch nicht. . . . Falls die Geschworenen jedoch die Frage nach der Zurechnungsfähigkeit verneinten, würde ich genötigt sein, den Angeklagten wieder auf freien Fuß zu setzen, — ihn gewissermaßen wieder auf die Menschheit loszulassen."

Danach blieb den Geschworenen tatsächlich nach dem heutigen Zustande unserer Rechtspflege nichts weiter übrig, als die Bejahung der Schuldfragen, aber wie schwer ihnen dieses an und für sich so einfache und unumgängliche Verdikt geworden ist, geht daraus hervor, daß sie volle zwei Stunden dazu brauchten. Und die Geschworenen — ebenso wie die Mehrzahl der im Saale anwesenden Anwälte, Gerichtsberichterstatter usw. — waren fest davon überzeugt, daß der Verurteilung die Begnadigung folgen würde.

Inzwischen ist Schilling von Rechts wegen gewaltsam vom Leben zum Tode befördert worden, so daß der Fall nur noch ein akademisches Interesse hat. Nur sollte man nicht vergessen, daß es sich zwar nur um einen kleinen Teil des Riesenwerkes der Strafrechtsreform handelt, aber gerade um die Kleinigkeit von Leben und Tod, und der grimmige Humor bei der Sache ist, daß sich gerade über diesen Punkt fast alle Rechtsgelehrte, mögen sie nun der klassischen oder der modernen Schule angehören, einig sind, denn erst vor kurzem sagte der berühmte Strafrechtslehrer Professor Kohl in einem öffentlichen Vortrage über dieses Thema:

„. . . In dem Strafrecht der Zukunft soll dem Geisteszustand der Verbrecher besondere Aufmerksamkeit zugewandt werden. Während das Gesetz heute nur geistig Gesunde und Geistesgestörte kennt, soll in Zukunft dem Richter die Möglichkeit gegeben werden, die geistig Minderwertigen, die nicht unter den Paragraphen der Unzurechnungsfähigkeit fallen, mit dem ihnen zukommenden Maß zu messen. . . . Dem Richter soll auch bei Kapitalverbrechen die Wahl zwischen Todes- und Freiheitsstrafe gelassen werden."

Hätte der Richter am 30. Januar diese Wahl gehabt, so wäre Schilling heute wohl noch am Leben. Daß dieses Leben für die bürgerliche Gesellschaft großen Wert hätte, wird zwar niemand behaupten wollen, — aber das steht auf einem ganz anderen Blatt. Am Tage nach der Hinrichtung wurde von der „Sächs. Arb.-Ztg." der Brief eines Dresdner Arztes veröffentlicht, in dem es hieß:

Schon der Umstand, daß der Mensch nicht Revision angemeldet oder ein Gnadengesuch eingereicht hat, müßte darauf hinweisen, daß er geistig nicht normal ist. Kein geistig Normaler läßt sich so ohne weiteres den Kopf abschlagen, ohne vorher alle Hebel in Bewegung gesetzt zu haben, daß der Prozeß revidiert, oder, wenn dies aussichtslos ist, daß der Strafvollzug wenigstens um eine kurze Zeit hinausgeschoben wird. Und wenn dies alles vergebens war, wendet er sich noch an die Gnade. Nichts von alledem bei dem Verurteilten. Stumpfsinnig ergibt er sich in sein Schicksal. Deshalb erscheint es nötig darauf hinzuweisen, daß wir davon überzeugt sind, daß Schilling seine Schandtaten nicht bei vollem Bewußtsein, sondern in einem Zustand verminderter geistiger Zurechnungsfähigkeit ausgeführt hat. Gegen den Antrag des Staatsanwalts auf Todesstrafe und das Urteil des Gerichts ist nichts einzuwenden. Sie konnten gar nicht anders in Anbetracht des ärztlichen Gutachtens. Wie aber steht's mit diesem? Wir nehmen an, daß es ein einzelner Arzt abgegeben hat. Kann sich aber ein einzelner nicht irren? Wenn es sich um weniger wichtige Dinge als einen Kopf handelt, werden oft Gutachten über Gutachten und dann noch Obergutachten eingeholt. Und wie oft stehen sich diese nicht geradezu direkt gegenüber? Und hier? Der Gefängnisarzt, der Schilling beobachtet hat, hat nichts Krankhaftes an ihm gefunden. Und damit basta! Daß Schilling Sadist ist, daran ist nach der ganzen Art seines Handelns nicht zu zweifeln. Diese psychische Abnormität ist ihm angeboren. Und dafür soll er nun seinen Kopf hergeben. . . . Ehe man dies täte, sollte man nicht ein weiteres Gutachten eines anerkannten Psychopathologen einholen?

Die Ausführungen des Dresdner Arztes enthalten sicher viel Beherzigenswertes, sie kamen jedoch zu spät. Was aber gestern Schilling passierte, kann morgen einem passieren, der sich heute noch des Vollbesitzes seiner geistigen Kräfte, der Achtung seiner Mitbürger erfreut. Nichts ist merkwürdiger als die Irrwege der Menschennatur. Deshalb ist es unsere Pflicht, dahin zu wirken, daß der gegenwärtigen Unsicherheit ein Ende gemacht wird, daß die Geschworenen nicht vor die Eventualität gestellt werden, einen Mörder, der — wie ein Sachverständiger sich damals ausdrückte, „an der Grenze der Unzurechnungsfähigkeit steht", auf die Menschheit loszulassen oder dem sicheren Tode zu überantworten, — dem Tode, der ihn erwartet, wenn nicht sein Verteidiger oder seine Angehörigen alle Hebel in Bewegung setzen, um durch die Gnade des Königs sein Leben zu retten, wie das im Falle Hofmanns geschah.

Deutsches Reich.

Leipzig, 30. April.

* **Der Kaiser in Straßburg.** Gestern vormittag nahm der Kaiser den Vorbeimarsch der Garnison ab. Er trat in Generalsuniform mit dem Statthalter Fürsten zu Hohenlohe-Langenburg und dem kommandierenden General Ritter Hentschel v. Gilgenheimb in das Portal des Kaiserschlosses, wo die Truppen in Zügen, sämtlich zu Fuß, vorbeikamen. Hierauf nahm der Kaiser militärische Meldungen entgegen. Das Frühstück nahm er bei dem kommandierenden General Ritter Hentschel v. Gilgenheimb ein.

* **Bundesrat.** In der gestrigen Sitzung des Bundesrates wurde über die Wiedervorlegung des Entwurfes eines Gesetzes über die Sicherung der Bauforderungen Beschluß gefaßt und dem Ausschußbericht über die Entwürfe eines Gesetzes über den Versicherungsvertrag, eines zugehörigen Einführungsgesetzes und eines Gesetzes betr. Aenderungen der Vorschriften des Handelsgesetzbuches über die Seeversicherung die Zustimmung erteilt.

* **Der Seniorenkonvent des Reichstages** beschloß, auf die Tagesordnung der heutigen Sitzung den Etat des Auswärtigen Amtes zu setzen, zu dessen Beratung der Reichskanzler erscheinen wird. Das Pensionsgesetz soll, wenn möglich, noch erledigt, der Gesetzentwurf über die Majestätsbeleidigungen in die erste Lesung gebracht und der Reichstag vor Pfingsten bestimmt vertagt werden. — Wie verlautet, werden bei der heutigen Sitzung des Reichstages aus dem Hause selbst Bassermann, Vollmar, Fürst Hatzfeld, Liebermann von Sonnenberg das Wort ergreifen.

* **Von der Marine.** Zu überzähligen Vizeadmiralen sind befördert worden die Kontreadmirale Heye, Inspekteur des Torpedowesens, und v. Holtzendorff, mit der Führung des ersten Geschwaders der Hochseeflotte beauftragt unter Ernennung zum Chef dieses Geschwaders.

th. **Die Petitionskommission des Reichstags** hat die Petition der Ortskrankenkasse Straßburg i. E., das Krankenversicherungsgesetz dahin abzuändern, daß Betriebskrankenkassen und ähnliche Kasseneinrichtungen als gefährliche Versicherungsträger ausgeschaltet werden, zum mindesten insoweit, daß durch sie eine Benachteiligung des Krankenkassenwesens wie der Versicherten nicht mehr stattfindet, dem Reichskanzler als Material überwiesen, desgleichen eine Petition des Frauenbundes Nutzingen-Wilhelmshaven wegen Gewährung des Arbeitslohns für die auf Wochentage entfallenden landesgesetzlichen Festtage an die in Reichsbetrieben beschäftigten Arbeiter.

* **Minister v. Studt und die Franziskaner.** Das Verhalten des Ministers v. Studt zur Frage der Franziskaner-Niederlassungen in Oberschlesien, sein Auftreten in der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 26. April, wird von der „Schles. Ztg." überaus scharf kritisiert. Das konservative